

SWR2 Lesenswert Magazin

Vom 26.08.2018 (17:05 – 18:00 Uhr)

Redaktion und Moderation: Carsten Otte

Verena Rossbacher: Ich war Diener im Hause Hobbs

Roman

Kiepenheuer und Witsch

384 Seiten

22 Euro

Rezension von Gerrit Bartels

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Service:

SWR2 Forum Buch können Sie auch als Live-Stream hören im **SWR2 Webradio** unter www.swr2.de oder als **Podcast** nachhören:
<http://www1.swr.de/podcast/xml/swr2/literatur.xml>

Kennen Sie schon das Serviceangebot des Kulturradios SWR2?

Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen.

Mit dem Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert.
Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder swr2.de

So ein Held hat der jüngeren deutschsprachigen Gegenwartsliteratur wirklich noch gefehlt: ein Diener, der das von der Pike auf gelernt hat, ein Butler mit Diplom. Der auch nichts dagegen hat, Robert zu heißen, „ganz im Gegenteil“, obwohl sein richtiger Name Christian lautet. Denn diesen Vornamen gibt es schon in der Zürcher Anwaltsfamilie, in der Christian Kauffmann nun als Robert seine erste Stelle antritt.

Kaum jemand könne sich eines gewissermaßen natürlichen voyeuristischen Interesse entziehen, wenn es um die Nennung seines Berufes geht, weiß dieser Butler, der der Ich-Erzähler und Held von Verena Roßbachers dritten Roman „Ich war Diener im Hause Hobbs“ ist.

Tatsächlich geht es einem genau so zu Beginn der Lektüre: Das will man alles wissen, was den Mann gleich in jungen Jahren ausgerechnet zu dieser Berufswahl geführt hat, wie weit dieses Berufsfeld sich erstreckt, was er da so treibt bei der Arbeit, er womöglich für Geheimnisse und bourgeoise Kaputtheiten entdeckt.

Und wohin überhaupt diese Geschichte führt, die damit beginnt, dass Robert den Hausherrn, den „großen Anwalt“ und „hoch geschätzten Juristen“ Jean-Pierre Hobbs, tot im Gartenhaus des Familienanwesens oben am Zürichberg entdeckt und sich, da er das alles nicht kommen gesehen hat, mit den Worten geißelt: „Ich habe, alles in allem, meinem Beruf, keine Ehre gemacht.“

Doch, das lässt sich gut und furios an, so wie Verena Rossbacher hier in ihrem dritten Roman loslegt, was für einen Stoffteppich sie ausrollt. Nur nach und nach, umso mehr Stoff sie versammelt, umso mehr sie sich gerade mit der Vergangenheit ihres Helden beschäftigt, desto lahmer und uninteressanter wird „Ich war Diener im Hause Hobbs“.

Um Krischi, wie Christian Kauffmann in seiner Heimat kurz genannt wird, und seine Freunde Olli, Gösch und Isi geht es auf einmal vermehrt. Diese wachsen in Feldkirch im österreichischen Bundesland Vorarlberg auf, fühlen sich als etwas Besonderes und streben später entweder in die Welt (so

wie Krischi und Gösch) oder bleiben der heimatlichen Scholle verbunden (Olli, Isi). Parallel dazu schildert Robert die Verhältnisse bei den Hobbs: Wie die Ehe so läuft, was die Kinder so machen oder warum Gerome, der Bruder von Jean-Pierre ebenfalls mit im Haus lebt. Gerome ist Maler von Beruf, eines Tages verschwindet er mir nichts, dir nichts.

Es versteht sich, dass ein Roman, der mit einem mysteriösen Todesfall beginnt, mit einem gewissen kriminalistischen Aufwand geschrieben werden muss. Dass darin Fäden überraschend verknüpft werden müssen, Fäden, denen man als Leser lange keine Bedeutung beimisst, so lose und unscheinbar liegen sie dar. Nur fragt man sich: Wozu das Ganze? Wozu dieser Aufwand? Was will Verena Rossbacher eigentlich erzählen? Eine Coming-of-Age-Geschichte aus der österreichischen Provinz? Eine über eben diese Provinz, in die sich einmal gar James Joyce oder Conan Doyle verirrt haben, die in Stefan Zweigs „Die Welt von gestern“ Einlass fand, in der Jugendliche mit Hesses „Steppenwolf“ oder Frischs „Mein Name sei Gantenbein“ aufwachsen? Oder eine Geschichte vom Aufstieg und Fall, vom Leben und den Macken einer Familie aus den oberen Zehntausend von Zürich?

Keine Frage: Rossbacher, die mit den Romanen „Verlangen nach Drachen“ und „Schwätzen und Schlachten“ ihr großes Talent schon unter Beweis gestellt hat, versteht ihr Handwerk. Sie lässt ihren Helden im Nachhinein die unselige Geschichte in einem Zimmer seiner Heimatstadt aufschreiben, so wie weiland Siggis Jepsen seine Strafarbeit in Siegfried Lenz' großem Roman „Deutschstunde“, und gibt dem Ganzen damit einen schönen Rahmen. Elegant wechselt sie in schneller Folge und mitunter kurzen Kapiteln die Schauplätze, versteht sie es, die

Zeiten ineinanderzuschieben. Und auch Christian Kauffmann macht als seltsam ehrgeizloser, gleichermaßen unsicherer wie ambivalenten Charakter einiges her, bekommt so manche Tiefe.

Aber spätestens als „ein aufstrebender Autor aus Brooklyn“, nämlich der tatsächlich lebende US-Schriftsteller John Wray, zu einer für den Helden wichtigen Figur wird, fällt Rossbachers Roman auseinander, wird er unglaublicher, zu einer in diesem Fall überflüssigen metafiktionalen Spielerei - so treffend wie Rossbacher ihn porträtiert. Wray, der einen österreichischen Familienzweig hat, seine Mutter ist Österreicherin und vor zwei Jahren beim Ingeborg-Bachmann-Preis teilnahm, wird zum Liebhaber von Kauffmann und zu einer Art Co-Detektiv. Er weiß meist schon mehr als sein Freund, als dieser sich intensiv daran macht, dem Rätsel des Todes seines Dienstherrn auf die Spur zu kommen, nicht zuletzt den vielfältigen Verbindungen seines Freundes Olli zur Hobbs-Familie.

Eine Feldkircher Amateur-Fotografin spielt eine weitere entscheidende Rolle, auf einem ihrer Fotos wird plötzlich alles sonnenklar. Allerdings nicht, warum das Leitmotiv dieses Romans lautet: „Es war ein schlampiger Tag. Dies ist eine einfache Geschichte.“ Die Geschichte, die Rossbacher erzählt, ist keine einfache, sondern eine komplizierte, gewiss auch keine schlampige - aber ihr Unterhaltungspotential, ihre Unerhörtheit, ihre Dringlichkeit, all das hält sich in Grenzen. Von einer unbedingten Bereicherung für die deutschsprachige Literatur kann deshalb nicht die Rede sein - da täuscht selbst das originelle Berufsfeld des Helden nicht drüber hinweg.

